



# Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 265.

Freitag, 12. November

1926.

(5. Fortsetzung.)

## Auf dem Eulenhof.

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

Nun hatten wochenlang die Kelterbäume geknarrt, und in allen Kellern kubbelte der ungebärdige Most. Man schlürste mit spitzen, probenden Lippen den vollgehaltigen Federweizen aus den Porzellanbechern. Die Kommissionäre führten täglich die auswärtigen Weinhandler durch die Keller der Winzer; aber man zeigte sich unzugänglich: die Preise mussten noch steigen. Und sie stiegen denn auch und entschädigten für zwei Missernten, die vorausgegangen waren, für harte Mühe und bedrohtes, banges Warten.

Und das Jungvolk durfte nun auch sein Fest feiern. Endlich, seit Jahren wieder einmal. Eifrig trugen sie ihr sorgsam gehütetes, kostbares Zinngeschirr in den Saal der „Krone“: Teller und Schüsseln, Rännchen und bauchige Terrinen; nicht das kleinste Porzellanstück durfte beim Kompanieessen benutzt werden. Die Mädchen schnitten und sticheten eifrig an ihren grünbeschärpten, schneiigen Batistkleidern, Girlanden aus Tannenzweigen und Reblaub wurden gewunden, Transparente bemalt, und der neue Lithograph, dem die Kompanieleuchte in Auftrag gegeben war, hatte es sogar unternommen, zum erstenmal auch eine Festchrift anzufertigen. Die Martiniswoche rückte näher und näher. Der Kompaniewein war bei den jungen Winzern meist schon gehoben, die Vorräte an Kartoffeln und Gemüse, an eingeschlagenen Früchten und Dörrrost füllten Keller und Kammer des Festhauses, und seit zwei Tagen war der „Vorstand“ unterwegs, um den Kompanieohren zu laufen. Auf dem Eulenhof stand zwar ein prächtiger in Mast; aber als man darum fragen kam, sagte der Eichholz: „Ich verkauf noch nit“, und dabei hatte er doch mit einem Wegger der Stadt schon in Unterhandlung gestanden. Aber „die da drunter“ sollten ihn trotzdem um seinen Preis bekommen, und erst recht nicht zum Winzerfest.

Er hatte als Junge ja selber mal nicht übel Lust gehabt, mitzumachen; aber da war ihm zu verstehen gegeben worden, er sei mit seinen paar Wingerten gar kein rechter Winzer und eigentlich gehöre der Eulenhof ja auch nicht zum Flecken. Das hatte seinen Stolz heillos gefränt, und zum Trost war er damals auch auf die Freie ins Schulhaus gegangen, nur um ihnen seinen Abstand zu zeigen, nur um damit zu sagen: ein Dorfmädchen ist mir nit gut genug. Und so war's nachher denn auch gekommen: wenn's mal einen schlechten Herbst gab, so ließ man auf dem Eulenhof darum gewiß nicht die Ohren hängen; seine gelegnete Aderbreite litt nicht an dem mannigfaltigen Gebrest der Weinberge.

Ferdinand Hiller, der langstelzige Sekundaner, der seinem Ex-Kommilitönchen auch nach dessen Umsiedlung zum Aderbau die Freundschaft gehalten hatte, kam schon nachmittags früh, um zu fragen, ob Adolf nicht mit ihm zur Kompanieschau gehen wolle.

„Zu so was fehlt uns die Zeit“, sagte der Eulenhöfer, „unsere Dreschmaschine läuft, und der Adolf muß den Ochs am Göpel treiben.“

„Schad' um den Jung!“ scherzte der Lange. „Und das Eischen? Darf die denn nicht mit? Es wäre doch das erstmal, daß sie so etwas zu sehen kriegt.“

„Meinetwegen“, machte der Eulenhöfer, „sie hat ja doch zu nit anders Art und Fiduz.“

Und mit erhebendem Freudengefühl stakte Ferdinand über das Hofpfaster dem Hause zu. Er fand Eliße in der guten Stube, wo sie über einem Buche saß, und rückte sogleich mit seinem Anliegen heraus, weil keine Zeit mehr zu verlieren war.

„Was soll ich auf dem Winzerfest?“ sagte sie ein bishen wehmüttig.

„Andere Gedanken kriegen, und grad darum' hat mich deine Mutter auch herausgeschickt.“

„Ihre Mutter ist immer lieb.“

„Lieb? — Lustig, sag' lieber. Und dann heißt das auch: deine Mutter.“ „Wenn du's haben willst, ja.“

„Und weil ich's haben will, gehst du auch mit. N'est ce pas?“

So gern sie es gemocht hätte, sie konnte sich nur schwer entschließen und sagte:

„In Trauer zu so was? Ich müßt doch mein schwarzes Kleid anziehen.“

„Läß die Mode mal Mode sein und behalt das schöne Blüscher an! Die Krepprüsch tun's auch.“

„Meinst du wirklich?“

„Und steht dir gut. Topp, also du gehst mit.“

Um Hof begegnete ihnen Jakob, der sie kleinsaum grüßte. Eliße ging eine Weile still neben ihrem Begleiter hin, dann sagte sie:

„Ich hätt' doch sollen besser zu Haus bleiben. Extra bin ich im Herbst schon ein halb Jahr fröhler aus der Schule gekommen, und nun geh ich spazieren, anstatt daßheim ein bishen zu helfen.“

„Einen Kaffee brau ich doch schon; also wird es auch für die brave Babett kein Kunststück sein. Aber ich glaub, dem Jakob war's nicht ganz recht, daß du mit mir gehst.“

„O warum? Der ist doch so gut zu mir. Er tut mir jeden Tritt und Gefallen.“

„Euer Altknecht ist aber doch seinetwegen fortgegangen, hab' ich gehört.“

„Gar nicht, Ferdinand. Das war doch von vornherein ausgemacht, daß der nur so lang auf dem Hof bleiben sollt, bis der Jakob angelernt wär. Und wo jetzt auch der Adolf mitschafft, und immer zwei, drei Taglöhner, da zwingen sie's doch ganz gut ohne ihn.“

„Dein Vater hat es hoch auf den Jakob stehen“, forschte Ferdinand.

„Sehr hoch, wie wir alle. Und auch die Mutter wußte ja gar nicht, was sie ihm Gutes tun sollte.“

„Und du, Eliße?“

„Ich kann ihn grad so gut leiden wie der Adolf.“

Sie hatten die ersten der beflaggten Häuser erreicht und sahen, daß die Leute in allen Straßen eiligt dem Unterfleden zustreben.

„Hörst du das Bumsen?“ fragte Ferdinand. „Zeigt zieht die Kompanie vor die Bürgermeisterei.“

„Dann müssen wir uns ja tummeln“, entgegnete Eliße und strich sich das widerspenstige Kraushaar aus der Stirn.

"Gewiß, die schönen Reden müssen wir ja doch mitkriegen."

Sie konnten über die Gärten und Wingerte der Mark hinweg auf die Bahnhofstraße sehen. Grad prustete ein Zug aus der Station heraus, und nun strömte es in schwarzen Scharen dem Flecken zu.

Jetzt hörte man: die Musik spielte das Mojellied. Ferdinand saßte Marschtempo und sang den Rehreim unbrünnig mit:

O Moselstrand, o selig Land!

Ihr grünen Berge, o Fluß und Tal,

Ich grüß euch von Herzen viertausendmal.

Als sie in die Amtmannsstraße einbogen, sahen sie unten, wie die großen Blechhörner der Pionierkapelle in der Novembersonne blitzen. Ein langer Zug wand sich die Straße heraus, paarweise die jungen Winzer, einige mit weißen Schürzen auf ihren Kirchgangsanzügen, und neben ihnen die blasshauberen Mädchen, das Kränchen auf dem glattförmten Haar und voll Stolz auf ihren schlanken, weißgrünen Fuß und Schmuck.

Ferdinand zog Elise an der Hand durch die sich stauende Menschenmasse.

"Sieh mal den Masträger voraus! Das ist ja der sommerproßige Loh, mein Schultamerad."

Er redete den Arm hoch, und richtig, der junge Winzer erkannte ihn jetzt. Er schwang den blauverzierten Weinkrug und winkte dann mit seinem Zylinderhut.

"Der muß dir das erste Glas freedenzen", sagte Ferdinand, "wir drängen uns durch."

Aber der Bürgermeister war schon auf die Tribüne vorm Tor getreten und die Musik gab einen Tusch. Der joviale Herr mit den weißen Koteletten brachte dem Jungvoll seinen Gruß und wünschte ihm ein frohes Fest. Er sprach von der mühevollen Arbeit in den steilen, steinigen Wingerten, von dem Hoffen und Bangen der Winzer, dem nun eine wohlverdiente Feierwoche folge, wohlverdient auch darum, weil man schon jahrelang vergeblich auf diesen Lohn unverdrossenen Fleisches gewartet habe.

Ein Bravorufen slog ihm entgegen. Dann trat ein Winzerjunge, „der Vorstand“, zu ihm auf die Tribüne und sprach ein paar schlichte Dankesworte, die er mit der Darreichung des Ehrentrunkes an den Bürgermeister schloß.

"Nun kriegst du doch nicht das erste Glas", sagte Ferdinand launig.

Das Menschengewimmel bekam Bewegung. Die Musikkapelle gruppierte sich, dahinter die erwartungsfrohen Paare, und dann schwoll es festbereit, jubelnd durch die Straßen:

„Strömt herbei, ihr Völkerscharen . . .“

Es gelang den beiden nicht, an den Zug heranzukommen. Der Masträger reichte zwar ununterbrochen das Glas in die reckenden Hände; aber Ferdinand konnte trotz seiner Länge keines erhaschen.

"Nun bleiben wir stehen, bis sie vorbei sind", sagte er und nahm Elisens Arm in den seinen.

Wie wichtig die Kompaniepaare sich vorkamen! Wie stolz sie waren! Aber es war auch schön, diese feierfrohen Gesichter zu sehen, auf denen in der Woche so viel Mühe geschrieben stand. Wie sie heute glänzten!

"Brise gefällig?" hörte man rufen.

"Die Dos!" ging's durch die Umstehenden.

Das kannte Elise noch nicht, und Ferdinand erklärte ihr, daß dem Schluss der Kompanie die uralte, große Schnupftabakdose nachgetragen werde, in die jeder einmal hineingetreten dürfe.

"Magst du dir denn keine nehmen?" fragte Elise.

Und Ferdinand erwiderte lachend:

"Ich hätte mir lieber mal den Gaumen fügeln lassen als die Nase."

Elise war mit ihren Gedanken plötzlich abwesend und sagte ganz unvermittelt:

"Ich wünschte, unser Adolf hätte sich das mal angesehen."

"Gelt, er ist eigen die lezte Zeit? Aber er hätte auch nicht von der Schule abgehen sollen. Die Landwirtschaft ist nichts für ihn."

"O, dadran gewöhnt er sich. Ich hab's ja auch getan. Seit unsere Mutter tot ist, hab' ich keine einzige

Handarbeit mehr gemacht, hab' kein Klavier mehr gespielt, kaum eine Geschichte mehr gelesen — immer hatten wir Arbeit, und ich hab' tüchtig mithelfen müssen."

"Gefällt's dir denn so?" fragte Ferdinand.

"Warum nicht? Und ich seh ja auch, daß der Vater Spatz dran hat. Wenn er's auch nicht sagt. Das tut er überhaupt nicht gern. Er sagt keinmal viel; aber er sieht doch alles und macht sich auch seine Gedanken darüber."

"Na, dann wirst du ja nun ein tüchtiges Hausmütterchen auf dem Eulenhof werden."

"Ja, und darum muß ich jetzt auch gehen; vielleicht komme ich doch noch früh genug zum Kaffeekochen."

Ehe Ferdinand sie noch zum Bleiben nötigen konnte, hatte sie schon Adieu gesagt. Er sah ihr nach, wie sie die Straße hinauf eilte, geschäftig und ein bisschen stolz in der Art eines Kindes, das sich an den Platz eines Erwachsenen gerückt fühlt. Er hatte das Mädchen gern und erkannte jetzt auch zum ersten Male, daß sie schön wäre. Ihre Schönheit war zwar mehr eine gewisse Vornehmheit im Verhältnis zu den anderen Mädchen im Flecken. Sie war zarter, äußerlich wie auch in der Empfindung. Das schmale feine Gesicht mit den langbewimperten Rehaugen und der edelgebogenen Nase, das weiche Kraushaar um die sanftgewölbte Stirn, es war etwas ganz Vereingeltes in dem Flecken, der durch eine lange Inzucht ein ziemlich gleichmäßig derbes, starkknöchiges Geschlecht hatte heranwachsen lassen.

In dieser gemütlichen Elise aber pulste ein Schuß edleren Bluts vom Großvater her, dem ruhigen, durch mancherlei Entzagung weltweise gewordenen Lehrer Schüler, dessen getreuestes Abbild ihre stillen Mutter gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

## Im Nebel.

Von G. Koemig.

"Sie werden heute mit meiner Wenigkeit vorliebnehmen müssen —." Der Schiffsrat nahm Platz am Kopfende der Tafel. Bei nebligem Wetter muß der Kapitän auf der Brücke bleiben, wie Sie wohl wissen. Und heute abend haben wir den richtigen Kanalnebel. Dick wie Erbsensuppe!"

Im Speisesaal des Riesendampfers „Greenland“. Der feierliche Akt des Diners. Die Damen in großer Toilette, die Herren im Smoking und Frack. Das Licht von hundert Flammen flimmert im Schmuck der Damen und zaubert tanzend Reflexe hervor in den geschlossenen Gläsern, den Silberplatten und den schweren spiegelblägenden Messinginfassungen der Fenster und Türen. Geschäftig eilen die Stewards hin und her, die Bewegungen des Schiffs durch die Haltung ihrer Körper ausgleichend. Die Schiffslavalle stimmt ihre Instrumente.

Brüllend jetzt soeben die Sirene des Dampfers ein. Von Minute zu Minute läßt sie ihren Warnungsschrei über die Wasser hallen, während der Stahlberg des Riesendampfers mit langamer Fahrt sich hineinbohrt in das dunkle Geheimnis der Nebelnacht. Ab und zu antwortet aus weiter Ferne die Dampfspeife eines anderen Schiffs, kaum vernehmbar unten im Saal. Während die Schiffsmaschinen im ewig gleichen Takt hämmern und stoßen, während die Sirene wieder und wieder hinausbrüllt, spielt die Kavalle die Barcarole. Das Essen beginnt.

"Ob, I say, doctor." „Sagen Sie mal, Herr Doktor," der Arzt wendet sich seiner Tischdame zu, Miss Berliner aus Chicago. Berliner, Büchenschweinefleisch en gros, you know. Solches Pech habe ich, Doktor. Wie passiert was, wenn ich über die große Pfütze fahre, ist das nicht schrecklich? Und ich möchte doch so furchtbar gerne mal ein Abenteuer erleben. Es würde so wahnwinkig interessant sein."

Dr. Buttons schüttelte unwirsch den Kopf. „Geschmacsache, meine Gnädige. Ich habe in zehn Jahren Seefahrt noch nichts erlebt und bin gerne aufgetreten, wenn das so weiter geht.“

"Aber ich möchte so furchtbar gerne mal Seeleute in Aktion sehen! Seeleute sind solche Helden, gelt?"

"Ach was," der alte Doktor wurde allmählich wütend, „um das zu sehen, was Sie wünschen, gehen Sie am besten ins Kino. Oder lassen Sie sich von Daddy einen eigenen Dampfer kaufen, den Sie dann auf irgend einer zweitdienlichen Klippe scheitern lassen können, solange es Ihnen Spatz macht. — und solange der Kahn das aushält. Was unser Schiff angeht, so würde Kapitän Bradshaw bestimmt nicht besonders begeistert

sein, wenn er hörte, daß Sie seinem Schiff am letzten Tage der Reise noch was zustoßen lassen wollten.“

„Oh, Kapitän Bradshaw,“ himmelte die abenteuerlustige Miss, „er ist ganz bestimmt ein Held! Und nebenbei viel, viel höflicher als Sie, Doktor!“

Entzückt wandte sich Miss Berliner von ihrem Tischbettchen ab, der darauf seine ungeteilte Aufmerksamkeit einer hervorragend zubereiteten Scholle zuwandte. Das war doch lohnender als ein Gespräch mit dieser tatendurstigen Jungfrau. Die war vielleicht noch imstande, von einem altehrwürdigen Jünger Asturias vornehmstümäßig ausgeführte Heldenataten zu verlangen.

Oben durchgellte der Schrei der Sirene die Nacht. Unten spielte man „Balencia“.

Während die Stewards die Teller wechselten, überlegte der Doktor, ob er nicht doch vielleicht etwas zu hart mit der kleinen Miss verfahren sei. Eben wollte er mit seiner wohlgelehrten Rede beginnen, — da erklang ganz in der Nähe des Schiffes, während die Sirene länger als gewöhnlich brüllte, ein Böllererschuh. Fast zugleich erschütterte ein wuchtiger Stoß das Schiff, das Licht erlosch, um gleich darauf nach kurzen Flackern wieder aufzuflammen. Es herrschte für einige Sekunden eine unheimliche Stille. Die Schiffsmaschinen sind stehen geblieben. Einige Kellner, die der Stoß umgeworfen hatte, raffen sich verdutzt auf und beginnen rein mechanisch das zerbrochene Geschirr aufzusammeln. Oben auf Deck hört man eiliges Laufen — Kommandorufe — Signalpfeife — Schreien.

Im Speisesaal bereitete sich eine Panik vor. Die Bassistiere sind erregt aufgesprungen und fragen wütend durcheinander. Der alte Schiffsarzt sieht die Gefahr. Er weiß, daß er allein auf schwerem Posten steht. Daß er eine folgen schwere Panik unter den Hunderten nur durch eine grotesten Massenuggestion verhindern kann.

In aller Gemütsruhe nimmt er sich ein Steak von der vor ihm stehenden Platte und beginnt zu essen. Behaglich schmussend schaut er zu Miss Berliner empor, die schreckensbleich neben ihm steht und sagt mit einer Stimme, die man im ganzen Saale vernimmt:

„Doch die Damen erschrecken, wundert mich nicht. Das aber auch die Herren wegen eines kleinen Maschinendekktes sich so anstellen können, das begreife ich wirklich nicht! — Wir werden übrigens gleich wieder Fahrt machen. Das sind ja kleine Mäuden unserer Maschine. Die lenne ich.“

Wie um seine Behauptung zu bestätigen, setzte in diesem Augenblick das Stampfen der Maschine wieder ein.

Der kritische Augenblick war überstanden. Dr. Buttons hatte gesiegt. Beschämmt legten sich zunächst die Herren, beruhigt dann auch die Damen. Die Musik setzte wieder ein. Die Stewards brachten den nächsten Gang.

Was der Doktor verschwieg, war, — daß die Maschinen vorläufig nach rückwärts ließen!

\*

Auf Deck oben war das Vorschiff durch Matrosen abgesperrt. Von der Brücke sandte ein Scheinwerfer seinen grellen weißen Lichtkegel über den Bug hinaus auf einen kleinen Dampfer, den die „Greenland“ gerammt hatte. Hinter den vorderen Decksaufbauten hatte der Steuer der „Greenland“ ein Loch von Meterbreite gerissen, durch das das Wasser in Strömen eindrang. Schon lag der kleine Dampfer, die „Witch“ aus Hull, tief im Wasser.

Ein Mensch befand sich noch an Bord, den man nicht retten konnte. Durch den Andrall der „Greenland“ hatte sich eine der Außenplatten der „Witch“ vor die Tür der Kabine geklemmt, in der der Koch schlief. Die Tür war hermetisch verschlossen. Während die übrigen Mannschaften des todgeweihten Schiffes sich mit leichter Mühe auf die „Greenland“ retten konnten, schaute der Bedauernswerte aus der kleinen runden Fensteröffnung, die kaum seinen Kopf durchließ, und schrie gellend um Hilfe. Einige Zimmerleute der „Greenland“ gingen freiwillig auf das sinkende Schiff zurück. Mit wuchtigen Axthieben versuchten sie durch die Decke seiner Kabine zu ihm zu gelangen. Vergebens. Das unter den Eichenbohlen liegende Stahlbedrohte ihrer Bemühungen. Wiederholte mußte der Kapitän der „Greenland“ durch Sprachrohr seinen Befehl wiederholen, bevor seine Leute ins Boot zurückkehrten. Hinter dem Boote her gellten die Histerie des Arztes in der Kabine.

Kaum war das Boot aus der gefahrdrohenden Nähe des schnell sinkenden Dampfers, als sich, ruckweise fast, der Bug ins Wasser hobte. Einige Atemzüge lang raute das Vorschiff fast lotrecht aus dem Wasser empor, die schwere Bronzeschraube und das Ruder hart silhouettiert im grellen Lichtkegel, — dann ein Rumpeln und Poltern: die Maschine hatte sich aus ihren Lagern gelöst und durchschlug die Querwände, eine mächtige Dampfwolke hüllte das Schiff ein, — ein Gurgeln und Brodeln, — unter dem Boote rollte eine mächtige Welle dahin, — die „Witch“ war nicht mehr.

Traurig pulstet die Leute zur „Greenland“ zurück.

Zum Nachhören wählte die Muß im Speisesaal den leichten Charleston. Miss Berliner aus Chicago wollte eben dem kreisreuen Doktor klarmachen, daß es ein unbestreitbares Verdienst der Amerikaner sei, auch in der Muß der Welt die Technik des Primitiven wiedergekehrt zu haben, als die Kapelle mittens im Takt plötzlich abbrach.

Auf dem Treppenabsatz stand der Kapitän im Ölzeug, die Hand mit dem Südwesten noch gegen die Musiker ausgestreckt:

„Meine Damen und Herren! Im Nebel hat mein Schiff ein anderes gerammt. Es sank. Ein braver Seemann ist zu seinem Schöpfer gegangen. — Sie haben sich erhoben. Ich danke Ihnen. Ein letztes Mal sollen unsere Musiker noch spielen auf dieser Reise. Und wenn das Lied von des Pilgers Heimkehr erfüllt, dann denken Sie mit mir an einen braven Maat, dem sein Schiff zum Sarge wurde.“

„Räuber, mein Gott, zu dir —“ sangen die Geigen.

Als Dr. Buttons Miss Berliner ansah, sah er die Tränen in ihren Augen.

„Good old girl,“ — doch ein gutes Mädel!“ brummte er versöhnt in seinen grauen Bart.

## Als Mark, der alte Moorrabe, starb.

Von Hans Erich Nüble.

Unter dem grauen Spätherbsthimmel lag trostlos und öde das ganze schwarze Moor ausgedehnt und am östlichen Ende desselben, einige hundert Meter vom Moordorf entfernt, hockte Mark, der alte Moorrabe, mit zerklageter Brust im feuchten Moos.

Auf dem braunen zerfurchten Feldweg in der Nähe des Dorfes hatte er einen toterfahrenen Maulwurf verpeist wollen, als ihn die schmutzigen braunen Moorkatenkinder mit einem Stein die Brust zerstört hatten.

Soweit es die ungabbar schmerzende Brust zugelassen hatte, war er davon geslogen; aber seinen Horst, seinen alten Schlafbaum, mitten im tiefen grundlosen Moor, hatte er nicht mehr erreichen können.

Zusammengedrückt hockte er im Moos. Vor Schmerz konnte er sich nicht mehr rütteln. Nur die Augenlider fielen schwer und müde ab und an zu.

Der alte Vogel fühlte sein Ende nahen.

Noch einmal schwieg vor seinem inneren Auge sein langes Leben dahin; denn er sah viele Jahrzehnte kommen und gehen.

Seine Jugendzeit verlobte er in hochragenden Pappeln mitten in einer Großstadt auf einem freien Platz neben den Schlachthäusern. Eine ganze Kolonie hörte dort seit unendlichen Zeiten. Auf dem Schlachthof waren immer Abfälle genug. Das und wohlgenährt war die ganze Sippe. Mit den Jahren aber fanden sich immer weniger Abfälle und um die wenigen entstanden stets Streitigkeiten, die mit kräftigen Schnabelbissen ausgefochten wurden. Als auch noch Pappeln gefällt und baumhohe Häuser erbaut wurden, zog ein Rabe nach dem andern fort. Da verließ auch Mark sein Jugendland.

Mit ruhigem schweren Flügelschlag flog er über die starrnde Steinwüste dahin, gegen Abend, wo immer die Sonne unterging, flog weiter und immer weiter. Nach geheimer Zeit gewahrte er unter sich eine große meilenweite dunkle Fläche, ein Moor, in dem er keine menschlichen Niedergesetzungen bemerkte. Das war eine Gegend für ihn! So etwas suchte er gerade. Hier war er vor allen Nachstellungen sicher und konnte in Ruhe und Frieden seine Tage dahinleben.

In großen Kreisen ließ er sich scharf läbend, berniedrigt alleine und feste endlich seine Füße auf den Wurzeln einer hohen starken Eiche, mitten im stillen einsamen Moor.

Der einsame Baum ist sein Standort und Schlafbaum durch viele Jahrzehnte geblieben. Von hier aus flog er Tag für Tag auf Nahrungssuche, die ihm das weite Moor reichlich bot. Im Frühling zog er wohl auch auf die Freie. Nur, wenn der Herbst das Land bunt bemalte, wenn die Zugvögel aus Süden zogen und anderes Getier die schillrigen Winterquartiere aussuchte, hub für den alten Moorraben eine lange Zeit an. Dann mußte er oft, ob er wollte oder nicht, von quälendem Hunger getrieben, in die Nähe der menschlichen Siedlungen. Er tat dies ungern und nur im größten Not; denn er kannte die Schlechtigkeit der Menschen nur zu genau. Wo sie waren, da war zwar Früh genug, aber sie töten alles, was lebt, ganz gleich, ob es ihnen schädlich und gefährlich war oder nicht. Die ganze Verwandtschaft der Koltäuben hatten sie bereits ausgerottet. Hirsche und Rehe sah man nur hin und wieder. Gefallene Tiere ihrer Art sah man überhaupt nicht mehr. Selbst Lamme, dem Hosen, dem harmlossten Kret der Welt, stellte man überall nach, kaum, daß man ihm eine kleine Schonzeit gewährte. Wo waren die Elchherden geblieben, von denen die Großmutter so oft mit schmalzender

zunge erschöpft, und die Wissente? Das waren noch fette Seiten gewesen für die Raben. Die Reiber und Störche nahmen auch bereits an Zahl ab. Den Schwanzstorch sah man überhaupt nicht mehr. Auch von andern Ländern und Völkern kamen schlechte Nachrichten über die unsinnige Ausrottung allerlei Tiere. — Aber auch die Wälder, die Heide und die Moore bedrängten die Menschen von Jahr zu Jahr.

Traurig blickte der alte Einsiedler in die urale Moorsammlung. Über seine schwarzen Perlaugen, die dunkel und geheimnisvoll wie das weite Moor waren, rann glänzende Feuchtigkeit, als wären es wehe Tränen.

Schlecht, schlecht sind die Menschen, stöhnte er schmerzvoll vor sich hin. —

Es war Abend geworden. Blätterschatten huschten unter den Moorbirken und Büschen dahin. Eine Hummel schwirrte vorüber und sang brummend ihr Abendlied. Mit leisem Flügelschlag geisterete eine Sumpfschrecke wie ein unheimlicher Schatten durch über Markt, dem alten Moorabben, dahin und sei: Komm mit!

Da glättete er noch einmal die großen Schwungfedern seiner fahl schwarzen Schwingen, dann neigte er stumm seinen Kopf zur Seite und seine kleine Seele entschwebte sanft in den weiten Himmelsraum, mitten in den blauübernen Mondenschein hinein ...

## Neue Bücher

\* "Stunden mit Richard Dehmel". Von Dr. Bolko Stern (Diasturen-Verlag Wiesbaden 1926.) Ein schönes Buch freundlichkeiten Gedenkens. Der Verfasser, jetzt in Langenschwalbach, schildert seine Erinnerungen an Dehmel, den er als Patienten, von einer Kriegserkrankung im Taunus Heilung suchend, kennen lernte. So sind seine Aufzeichnungen durchaus unliterarisch gemeint, sie wirken aber darum nur persönlicher und unmittelbarer und geben ein treffliches Bild von dem Menschen Dehmel; nicht von dem Drängenden, kämpferischen und Kubelosen der frühen Gedichtwerke, sondern schon von dem Gereisten, Geläuterten, der auf der Höhe des Lebens steht. In zahlreichen kleinen, anekdotischen Einzelzügen wird die Persönlichkeit des zu früh verstorbenen Dichters dem Leser nahe gebracht; wir erfahren von den Gedanken, Plänen und literarischen Arbeiten seiner letzten Lebensjahre. Ein dichterischer Wettschritt Dehmels mit dem österreichischen Kunsthistoriker und Dichter Dr. Benno Geiger ist heitere Epizode. Dann drohen als dunkler Hintergrund wieder die Schicksale des großen Krieges, dessen unglücklicher Ausgang Dehmels durch ein Jahr an der Front bereits erschütterte Gesundheit vollends untergrub. Gedichte von Frau Marie Stern an Dehmel, trotz gewisser Überchwänglichkeit von seinem Gefühl und starkem Empfinden für Dehmels künstlerische Eigenart zeugend, sowie Briefe und Widmungen des Dichters an den Verfasser sind dem Buche als Andang beigegeben. Durch lebensvolle Beobachtung, nicht zuletzt durch die Fülle anekdotischer Beiträge erhält die Publikation ihren Wert, insbesondere auch für die literarische Dehmel-Forschung. S. L.

\* Ludwig Anton: "Der Mann im Schatten". Ein Napoleon-Roman. (Verlag von Georg Westermann.) Den Anlaß und die Grundlage dieses Buches bilden Briefe Napoleons I. an seine Geliebte, die Gräfin Maria Walewska, und die Akten des Falles Gall, die der Verfasser, wie er in seinem Roman erzählt, 1915 in einem polnischen Schloß aufgefunden haben will. Die Gestalt Napoleons ist plastisch und mit lebendiger Anschaulichkeit herausgearbeitet worden. Die anekdotische Belebung des Buches macht die Lektüre zu einer reinen Freude. Trotz der seltsamen Eindrücke des Dr. Gall wird die Persönlichkeit Napoleons nirgends geschmälert.

\* "Rasmussen's Thulefahrt". 2 Jahre im Schlitten durch unerforstetes Eismoland. Von Knud Rasmussen. (Frankfurter Societätsdruckerei, G. m. b. H., Frankfurt a. M.) In der uns jetzt vorliegenden 5. und 6. Lieferung des interessanten Berichtes über Rasmussens 5. Thule-Expedition wird das unerhörte Wagnis einer Schlittenreise durch die Nordwestpassage, die ganze Nordküste Amerikas entlang, geschildert. Im Laufe von einer halb Jahren, während deren er für die Kameraden und die übrige Welt verschollen sein würde, sollten alle Eismóstämme an den Küsten des Eismoores aufgesucht werden. Zwei Schlitten mit Hundesutter und Tauschware bilden die ganze Ausrüstung; von ihnen hängt die Wohlfahrt der Polarwiflinger ab. Die Schilderung des Lebens und der Sitten der einzelnen Stämme wirkt stets neu und abwechslungsreich. Trotz der grenzenlosen Armut des Landes lösen die Söhne der Kälte das Lebensproblem in überlegener und oft über-

raschender Weise. Von der unerbittlichen Natur tausendmal erprobt und ausgiebt, möhnen in einem Gebiet, das dreimal so groß wie Dänemark ist, 259 Köpfe. Ihre finnenreichen und oft taffinerierten Methoden, Rentiere, Fische und Seehunde zu fangen, sind auf einer wunderbaren Beobachtung der Natur aufgebaut. Voraussetzung für den Erfolg ist auch dann noch die Fähigkeit, bei einer Temperatur von 50 Grad unter Null und bölem Unwetter Stunden und Tage auf der Lauer zu liegen. Feindschläge und bitterste Not werden stoisch und ohne Klagen ertragen. Moral und geistiges Niveau entsprechen der Steinzeit: die uteskimoischen Begriffe von Ehre, Anstand und Verantwortung haben nichts mit den unstrigen gemein. Rasmussen gibt erstaunliche Belege für den robusten Ausdruck und die geniale Weltanschauung einer noch kindlichen Menschheit.

\* "Der deutsche Gesangverein". Von Siegfried Ochs. (Mar. Hesse Verlag, Berlin W.) Der eben erschienene dritte Band umfaßt die Beziehung der hauptsächlichsten Chorwerke von Hand, Beethoven, Bruckner, Brahms. Was den Chorgesang betrifft, so ist Siegfried Ochs ein wahrer "Praeceptor Germaniae". Noch nie zuvor hat ein allgemein anerkannter Dirigent über das Chorstudium größerer Werke aus eigener Erfahrung so zielführend wichtige Aufschlüsse gegeben. Wie viel praktische Werte für das Einstudieren, Probieren, Dirigieren, Exerzierieren! Das Büchlein ist eine Fundgrube für die Chor-Dirigenten. Aber auch jeder andere Musiker und Musikfreund wird darin nicht umsonst nach verborgenen Schätzen graben! O. D.

= Volks- und Kindertänze. "Kommt zum Tanz". Volkstänze und freie Tänze mit Klavierbegleitung, gesammelt und beschrieben von A. Sievers, musikalisch und textlich bearbeitet von K. Wahlstedt. Zeichnungen von E. Egg. Zu allen diesen Tänzen für groß und klein sind auch Nebenhefte für Geige, Flöte oder Laute herausgegeben.

"Bunte Tänze aus Pommern!" Gesammelt und bearbeitet von W. Schulz; Klaviersatz von K. Gabriel. 1. Heft. Diese Tänze sind seit lange erprobt; bei aller Vielseitigkeit zeichnen sie sich durch größte Klarheit und Einfachheit aus. — "Singet und tanzt!" Kindertänze für den Schulgebrauch. Tanzbeschreibungen von A. Sievers. Musikalische Bearbeitung von K. Wahlstedt. Es sind Kindertänze für den Schulgebrauch, und im Sinne der "Arbeitschule" sind auch die größere Hälften der hier gesammelten Tänze von Schülerinnen selbst geschaffen. Alle diese drei Hefte erschienen im Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.

\* Studientrat Dr. Otto Conrad: "Die Neuordnung des höheren Schulwesens in Preußen". Eine Erläuterung der Richtlinien, besonders für Eltern und Erzieher. Anhang: Die wichtigsten Bestimmungen über die Elternbeiräte. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.) Der Verfasser behandelt Ziel und Wesen der Neuordnung in einfacher, gemeinverständlicher Darstellung. Daß er der geeignete Mann dazu ist, hat er durch frühere in bestem Sinne populäre Veröffentlichungen pädagogischen Inhalts bewiesen. Die vorliegende Schrift ist ganz besonders für die Eltern und ihre Vertreter in den Schulen, die Elternbeiräte bestimmt.

\* "Das Steuerrecht des Landwirts". Gemeinverständlicher Leitfaden mit den wichtigsten Gesetzes- und zwei bildlichen Darstellungen für die Praxis bearbeitet von Dr. Wagner, Landwirtschaftlicher Betriebsprüfer. (Industrieverlag Spaeih u. Linde, Berlin W. 10.) Auf knappstem Raum wird hier an der Hand praktischer Beispiele dem Landwirt eine Übersicht über das ihm angebende Steuerrecht geboten. Nicht nur das Einkommen und nicht nur die buchtechnische Seite, sondern das gesamte Steuerrecht werden dargestellt, insbesondere auch die Vermögenssteuer, die Umsatzsteuer und die Rentenbankenzinslast werden erläutert.

## Reise u. Verkehr

Das neue Bergotel auf der Zugspitze. Auf der Zugspitze ist man jetzt damit beschäftigt, das Bergotel an der Bergstation der Zugspitzbahn fertigzustellen. Das Hotel dürfte Anfang Dezember beziehbar sein und wird dann neben den Wirtschaftsräumen auch 76 Betten enthalten. — Von der österreichischen Seite der Bergstation aus wird ein etwa 250 Meter langer Stollen durch den Zugspitzgrat zum Plateau führen. Dadurch wird es ermöglicht, ohne jede Gefahr den als Skierratrin äußerst günstigen Ferner, der Winter wie Sommer Schnee trägt, zu erreichen. Die Saison auf der Zugspitze wird also für die Skifahrer Winter wie Sommer andauern.